

(Nachdruck verboten.)

9]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

Er hat wie immer den längsten Umweg gewählt, stöbert auf Höfen und in Seitengassen herum, wo Chancen für ein Erlebnis sind, und ist ganz schnell einmal bei Albinus vorgewesen, der Knecht bei einem Kaufmann ist. Albinus war nicht amüsant. Er hatte nichts rechtes zu tun und ging wie gewöhnlich draußen im Speicher ziellos umher, eifrig davon in Anspruch genommen, eine kurze Leiter gerade in der Luft stehen zu lassen, während er hinaufging. Es war nie ein Wort aus ihm herauszubringen, wenn er sich mit dergleichen abmühte; dann mochte Pelle eine Handvoll Rosinen und machte sich aus dem Staube.

Unten im Hofen entdeckt er eine schwedische Schute, die gerade mit Holz eingelassen ist. „Habt Ihr was, was gemacht werden soll?“ ruft er und hält eine Hand hinten vor, wo die Hufe ein Loch hat.

„Kaufens Junge ist eben hier gewesen und hat gekriegt, was da war,“ antwortet der Schiffer.

„Das ist ja dumm! Ihr hättet es uns geben sollen! Habt Ihr denn 'ne Kreidepfeife?“

„Ja, komm Du man her!“ Der Schiffer greift nach einem Tauende, aber Pelle rettet sich an Land.

„Na, krieg ich nich' bald die Prügel?“ ruft er foppend. „Du sollst eine Kreidepfeife haben, wenn Du hinlaufen und für fünf Dere Priem holen willst.“

„Was soll der kosten?“ fragt Pelle einfältig. Der Schiffer greift nach dem Tauende, aber Pelle ist schon weg.

„Für fünf Dere Priem von dem langen,“ ruft er noch, ehe er zur Tür hineingekommen ist. „Aber vom allerbesten, denn es ist für einen Kranken.“ Er wirft das Geld auf den Tisch und sieht unverschämt aus.

Der alte Schiffer Lau richtet sich auf seinen beiden Stöcken auf und reicht ihm den Priem, seine Kiefern gehen wie ein Walzwerk, alle Glieder sind von Sacht gekrümmt. „Soll woll für 'ne Wöchnerin sein?“ fragt er verschmüht.

Pelle bricht den Stiel von der Kreidepfeife ab, damit sie nicht in der Tasche durchbrechen soll, entert den Vergungsdampfer und verschwindet vorne. Nach einer Weile taucht er unter der Kajütenkappe wieder auf mit ein Paar mächtigen Seestiefeln und einem Stück Kautabak. Hinter den Dampferschuppen heißt er einen gehörigen Bissen von dem braunen Cavendishtabak ab und kaut mutig darauf los, er strotzt von Mannesgefühl. Aber dort am Ofen, wo sich die Schiffsplanen krümmen, muß er den Magen umkehren, alle seine inwendigen Teile drängen sich heraus, als wollten sie mit Macht und Gewalt ausprobieren, wie es ist, wenn sie nach außen heraushängen. Er schleppt sich weiter, krank wie ein Hund und mit klopfenden Schläfen; aber irgendwo inwendig in ihm sitzt ein kleines Stückchen Zufriedenheit auch hiermit und wartet nur darauf, daß die schlimmsten Folgen überstanden sind, um sich in irgendeiner Geldentat zu betätigen.

Im übrigen ist der Hofen hier mit seinen Bretterstapeln und Schiffen auf Helling noch ebenso spannend wie damals als er in den Hauspönnen lag und herumkroch und Acht auf Passes Sack gab. Der schwarze Mann mit den beiden klaffenden Hundsnagen ragt noch immer aus dem Dach des Hofenschuppens empor, das Unbegreifliche ist nur, daß man jemals vor ihm hat bange werden können. — Ja, aber Pelle hat es eilig.

Er läuft einige Schritte, aber bei dem alten Wöschplatz muß er notwendigerweise Halt machen, denn da steht „die Kraft“ und behaut einige Granitblöcke, kufserbraun von Sonne und Luft. In seinem schönen schwarzen Haar hängen Splitter von dem Stein; Hemd und Leinwandhose, weiter hat er nichts an, und das Hemd ist von der kräftigen Brust herabgestreift; aber auf dem Rücken liegt es eng an und zeigt das Spiel der Muskeln. Wenn er haut, sagt die Luft tju! und es seufzt ringsherum in Stapeln und Vollerwerk. Leute kommen dahergestürzt, hemmen in einer gewissen Entfernung

ihre Schritte und stehen da und sehen ihn an. Beständig steht da eine kleine Schar und gafft und löst einander ab, so wie vor dem Käfig des Löwen. Es könnte etwas geschehen, einer dieser plötzlichen Ausbrüche, die das Ganze erschüttern und anständigen Leuten einen Schrecken einjagen.

Pelle geht ganz an ihn heran. Die Kraft ist ja der Vater von Jens, dem zweitjüngsten Lehrling. Guten Tag! sagt er unversagt und geht geradeswegs in den Schatten des Riesen hinein. Aber der Steinhauer schiebt ihn zur Seite, ohne zu untersuchen, wer es ist und haut weiter, tju, tju.

„Es ist nachgerade lange her, seit er seine Kräfte ordentlich gebraucht hat,“ sagt ein alter Bürger. „Ob er zur Ruhe gekommen ist?“

„Einmal muß er doch ausgerast haben,“ meint ein anderer. „Die Stadt sollte sehen, daß sie sich Frieden vor ihm schaffte.“ Und dann gehen sie und auch Pelle muß weiter — irgendwo hin, wo ihn niemand sehen kann.

„Schuster, tu Juster, tu Grüz in den Bret, Prügel auf'n Rücken schmeckt süß, o weih!“

Das sind die verdammten Straßensungen. Pelle ist gar nicht in kriegerischer Laune, er tut so, als suche er sie nicht. Aber sie gehen dicht hinter ihm her und treten ihm in die Hacken. Futti, futti, futti, psui! — Und ehe er sich versieht, liegt er sich mit ihnen in den Haaren. Er merkt es erst, als er sich im Minnstein auf dem Rücken wälzt, alle drei über sich. Er ist an dem Kantstein entlanggefallen und kann sich nicht rühren; Matt ist er auch in Folge des verdammten Kraftfutters; die beiden Größten breiten ihre Arme über die Pflastersteine aus und prügeln darauf los, der Kleinste darf sich an seinem Gesicht üben. Es ist ein ausgefuchter Hohn, aber alles, was Pelle tun kann, ist, daß er den Kopf vor den Schlägen zur Seite dreht, er hat doch Mitleid mit den abscheulichen dicken Wangen.

Da taucht in seiner Not ein blendender Anblick vor ihm auf; dort in dem Torweg steht ein weißer Bäckerjunge und amüsiert sich königlich. Und das ist Nilen, der wunderbare kleine verteuflte Nilen aus seiner Schulzeit, der auf alles losging wie ein Rattenhund und immer mit heiler Haut davon kam. Pelle schließt die Augen und schämt sich, obwohl er recht gut weiß, daß es nur eine Art Offenbarung ist.

Aber dann geschieht das Wunderbare, daß die Offenbarung in den Minnstein zu ihm hinabsteigt, die Jungen zur Seite schleudert und ihm auf die Weine hilft. Pelle erkennt diesen Fingergriff wieder, der schon in der Schule wie eiserne Klauen wirkte.

Und dann sitzen sie hinter dem Ofen auf Nilens schmutzigem Bett. „Also, Du bist Schusterfleck geworden?“ sagt er einmal über das andere mitleidig, er selbst sieht verteuflt flott aus in seinem weißen Anzug, die bloßen Arme über der nackten Brust gekreuzt. Pelle befindet sich äußerst wohl, er hat eine Creme schnitten bekommen und findet, daß die Welt immer spannender wird. Nilen priemt männlich und speit auf den Fußboden.

„Priemst Du?“ fragt Pelle und beeilt sich, ihm den Blatttabak zu schenken.

„Ja, das tun wir alle, dazu ist man gezwungen, wenn man des Nachts arbeiten soll.“

Pelle begriff nicht, daß ein Mensch es aushalten konnte, Tag und Nacht umzukehren.

„Das tun alle Bäcker in Kopenhagen, dann können die Leute des Morgens frisches Brot bekommen. Und unser Meister will nun auch versuchen, es hier einzuführen. Aber das kann nicht ein jeder, dazu ist eine Umgestaltung des ganzen Körpers nötig. Am schlimmsten ist es um Mitternacht, wenn sich alles umdreht. Dann kommt es darauf an, auf die Uhr acht zu geben und im selben Augenblick, wo sie zwölf schlägt, halten wir alle den Atem an, dann kann nichts rein oder rauskommen. Der Meister selbst kann die Nachtwache nicht aushalten, der Priem wird ihm sauer im Mund und er muß ihn auf den Tisch legen. Wenn er dann wieder aufwacht, glaubt er, daß es eine Rosine ist und wirft ihn in den Teig. — Wie heißt Dein Mädchen?“

Welles Gedanken streifen einen Augenblick die drei Töchter des Schiffers, aber die sollen doch nicht geopfert werden. Nein, er hat kein Mädchen!

„Ne, nu hör mal einer, das kannst Du doch nicht auf Dir sitzen lassen. Ich hab' augenblicklich so'ne kleine Liebele mit dem Meister seiner Tochter, und das is' 'ne süße Dirn — schon ganz entwickelt, Du! Aber wir müssen uns ja vor dem Alten in acht nehmen!“

„Willst Du Dich denn verheiraten, wenn Du Geselle wirst?“ fragt Belle sehr interessiert.

„Und mich mit Frau und Kindern abplacken? Du bist ein Kindvieh, Belle! Aber das brauchst Du Dir nicht leid sein zu lassen! — 'N Frauzenzimmer, das is' ja nur was, wenn man sich langweilt, weiß Du!“ Er rekt sich gähmend.

Nilen ist ein schöner Bursche geworden, aber ein wenig hart im Ausdruck; er sitzt da und sieht mit einem eigentümlichen Blinzeln in den Augen auf Belle herab. „Schusterfleck!“ sagt er spöttlich und beult die Wangen mit der Zunge aus. Belle sagt nichts; er weiß, daß er Nilen nicht prügeln kann.

Nilen hat seine Pfeife angezündet und liegt auf dem Rücken im Bett mit den beschmutzten Schuhen und schwätzt: „Wie ist Euer Gesell? Unser ist ein eingebildeter Esel. Neulich mußt' ich ihm 'ne Ohrfeige langen, er war zu unverschämt. — Jetzt hab' ich es gelernt, Kopenhagener Kopfnüsse auszuteilen; dann kann man leicht fertig werden; aber dazu gehört 'ne starke Stirn.“ Er ist ein verteufelter Bursche, Belle wird kleiner und kleiner.

Aber plötzlich fuhr Nilen mit größter Hast in die Höhe, draußen in der Bäckerei ertönt eine scharfe Stimme. „Aus dem Fenster raus, zum Teufel auch!“ faucht er — „der Gesell!“ Und Belle muß zum Fenster hinaus, so lang er ist, seine Stiefel sausen hinter ihm drein, während er dabonläuft, hört er den wohlbekannten Laut einer schallenden Ohrfeige.

Wenn Belle von seinem Umherschweifern heimkehrte, war er müde und träge, die düstere Werkstatt lockte ihn nicht. Kleinlaut war er auch, denn die Uhr beim Uhrmacher sagte, daß er drei Stunden weg gewesen war. Er begriff es nicht.

Der junge Meister stand in der Haustür und guckte aus, mit Pelzjacke und Schurzfell aus grünem Billardtuch; er pfiff leise vor sich hin und sah aus wie ein ausgewachsener junger Vogel, der nicht wagt, sich aus dem Nest herausfallen zu lassen. Es konnte eine ganze Welt Verwunderung in seinem neugierigen Blick liegen.

„Bist Du nun wieder im Hasen gewesen, Du Teufelsjunge?“ fragte er und hieb eine Klaue in Belle.

„Ja,“ Belle schämte sich gehörig.

„Na, was war denn da los, was gib'ts Neues?“

Und dann mußte Belle auf der Treppe erzählen: von einem schwedischen Holzschiff, auf dem die Frau des Schiffers auf offener See ein Kind gekriegt hatte, und daß der Koch sie hatte entbinden müssen; von einem Russen, der mit Reuterei an Bord in den Hasen gelaufen war, und was sonst vorgefallen sein mochte. Heute waren da nur die Stiefel. „Die sind von dem Bergungsdampfer, sie sollen verfohlt werden.“

„Sm,“ der Meister sah sie mit einem gleichgültigen Blick an. „Ist der Schoner Andreas fertig zur Abfahrt?“

Aber das wußte Belle nicht.

„Was für ein Schafskopf bist Du denn, hast Du denn keine Augen im Kopf? — Na ja, denn hol mir mal drei Flaschen Bier! Steck sie aber unter die Bluse, damit Vater sie nicht sieht, Du Ungetüm!“ Der Meister war gleich wieder gut.

Und dann kroch Belle in de Schürze und schnallte den Spanriemen übers Knie. Jeder Mann lag seiner Arbeit ob und Meister Andres las; man hörte keinen anderen Laut als den der Arbeit und hin und wieder einen leisen Tadel von dem Gesellen.

{Fortsetzung folgt.}

{Nachdruck verboten.}

Der Lebensmüde.

Von Bruno Ganzle.

Anton Kowalski sah stumm und regungslos, indes sein Weib noch immer leiste. Schon früh hatte es begonnen und noch fand es kein Ende. Immer wenn Anton dachte: „Run ist ihr Gott sei Dank der Atem ausgegangen“ hatte er die Rechnung ohne die Josepha

gemacht. Wagte er schließlich den Kopf zu heben, um sie mit bittenden Augen anzusehen, dann kam sie auf ihn zu, holte mit ihrer breiten abgearbeiteten Hand aus, als wollte sie ihm eins wischen, so daß Anton sich blühschnell duckte und nicht selten auch den Arm schützend vors Gesicht hielt; aber es blieb beim Drohen.

Die Josepha stemmte die Hände in die Hüften und blieb gleich einem Fleisch gewordenen Koloz vor dem kleinen mageren Kerl stehen, der kaum zu atmen wagte, und ließ Ströme von Schimpfwörtern über seinen armen Kopf sprudeln, daß der schon dröhnend von dem lärmenden Gekreisch: „Du Lump, Du! Nichtsnutziger Kerl. Arbeiten will er nicht, aber saufen und fressen ja, dazu hat er die Kraft. Kein Verlaß ist auf ihn, alles muß allein tun, keine Hilfe hat man von ihm. Wenn ich nicht wäre, wären wir schon längst verhungert. Du Kerl Du, Kumscherwenzeln das kann er. Sich an andere Weiber machen, dazu hat er Kraft, aber arbeiten will er nicht. Dafür ist die Josepha da. Ich armes Weib.“

Josepha bedauerte sich und bemitleidete sich unter lauten Verteuerungen ihres Vaters und hervorströmenden Tränen aufs innigste.

Anton wagte wieder den Kopf zu heben und wollte sprechen, aber die Josepha sah selbst durch den Thränenschleier alles, was um sie vorging, ihre Weichheit verschwand und sie schimpfte vor neuem: „Warte, Kerl, wenn ich Dich mal mit so 'nem Weibsbild erwische. Wie's Dir da geht, na, laß mich nur sehen. Was Ihr da abkriegt, Ihr beide.“ Und sie dreichte mit der Faust durch die Luft und versümmlichte so aufs beste ihrem Manne die Folgen eines etwaigen Schrittes vom Jugendpfade. Aber so kräftig; Josephas Lunge war, einmal war's auch mit ihrer Kraft zu Ende. Run begann Anton sich leise zu rühren, dann stand er auf.

Josepha trat auf ihn zu: „Wo willst Du hin?“

„Josepha.“ sagte Anton bittend.

„Wo willst Du hin?“

Anton hat noch dringender: „Laß mich raus!“

„Aha, wollt zu Deinen Kumpanen? Nein Du kommst nicht aus der Tür.“

Josepha stellte sich in ihrer ganzen Größe und Breite auf die Schwelle, so daß für den Anton kein Raum zum Durchschlüpfen blieb.

„Laß mich raus, mir ist ganz bösig.“

Josepha rührte sich nicht vom Fleck, sie lächelte höhnisch: „Das kenn' ich, das kenn' ich. Du kriegst mich nicht rum, hier bleibst Du, hier. Bis ich wiederkomme. Ich muß noch was besorgen. Da kannst Du Dir Brot nehmen und da auf dem Herd steht Kaffee. Was andres hab ich nicht für so 'nen faulen Kerl, wie Du bist.“

Anton griff nach ihrer Hand: „Laß mich doch Josepha. Ich will mich ja umsehn, daß ich was zu arbeiten krieg'. Zu mir kommt doch keiner.“

Josepha machte ihre Hand mit einem Ruck aus seinem Griff los: „Da schlag das Holz klein und mach das Wasser heiß; ich brauch's zur Wäsche. Nachher geh ich mit Dir Arbeit suchen. Ich geh mit Dir, damit Du nicht zu Deinen Saufründern gehst oder zu fremdem Weibsboll.“

Josepha trieb den Anton in seinen Winkel zurück, hing sich ihr Umschlagetuch um, trat über die Schwelle, verschloß die Tür zweimal und nahm den Schlüssel mit sich.

Anton hörte, wie sie über den Flur trappste, die Stufen hinunter, über den Hof und sah sie durch den Torweg verschwinden.

In seinen Wänden, die ihr folgten, solange sie konnten, mischte sich so seltsam wie deutlich Haß und Bewunderung. Gott, was war sie doch aber für ein Weib! Er reichete ihr knapp bis zur Schulter. Und stark wie ein Bär war sie; wohin die schlug, da wuchs lange nichts mehr. Das wußte der Anton aus langjähriger Erfahrung; das hätte er heute beinahe wieder erfahren.

Ein großartiges Weib war sie aber doch, und er liebte sie. Wenn sie nur nicht so ein Zankeusehl gewesen wäre. Sie mußte Recht haben, immer sie, und er mußte schweigen und gehorchen, sonst — — — Wenn er sich mal auflehnte, dann brauchte sie nur zu drohen und er duckte sich schnell wie ein gehorsamer Hund.

Er vergaß auch jetzt nicht, was ihm Josepha befohlen. Er machte sich aus Holz und schlug mit dem Handbeil auf die Klöße los, daß es krachte und knagte. Und mit jedem Hieb warf er ein Schimpfwort auf die Josepha dazu. Als er seinen ausgiebigen Wortvorrat erschöpft hatte, war auch das Holz in kleine handliche Scheite gesackt.

Dann machte er Feuer. Als die Flammen langsam am Holz in die Höhe krochen, warf er Kohlen dazu, daß bald das Feuer hell auflohte.

Er schleppte den großen Waschkessel mühsam herbei, den Josepha wie ein Spielzeug mit einer Hand hob, und wollte Wasser hinein füllen. Er sah in die Eimer, es war leins da.

Er nahm die Eimer und wollte zur Tür hinaus, um Wasser vom Hofe zu holen. Als sie sich nicht auflinken ließ, besann er sich, daß die Josepha ihn eingeschlossen. Er stieß ärgerlich die Eimer auf den Ziegelboden, daß sie dröhnend.

Wieder kam mit neuer Gewalt der Zorn über ihn und er schimpfte auf die Josepha. So ein Weib! Ihn einzusperrn, ihn, ihren Mann. Na da konnte sie selbst das Wasser holen. Er hatte seine Schuldigkeit getan und auf ihn konnte sie doch diesmal nicht schimpfen. So viel Einsehen traute er der Josepha zu.

Er ließ die Eimer wo sie waren, schnitt sich ein tüchtiges Stück Brot, stellte den Kaffee über das Feuer und setzte sich dicht am

Serb nieder. Es wurde ihm ganz müssig; daß er eingeschlossen war, vergaß er schnell wieder.

Es war so ruhig. Konnte es nicht immer so sein? Mußte die Josepha denn jeden Tag, den Gott der Herr gab, leisen und leisen? Wieso konnten sie nicht ruhig leben?

Josepha wußte, das konnte sie aus dem ff. und verdiente ein schönes Geld, und er — na, mal verdiente er auch ein paar Groschen, wenn auch schon nicht mit der Schustererei. Gott, es gab so viele Schuster auf der Welt, man konnte wirklich schon solch einen wie ihn entbehren. Er bemühte sich nicht um Arbeit, und ins Haus brachte sie ihm keiner. Für die Kneipe war er gut genug; tranken lieb sich's schon mit ihm gut, aber mit ihrem zerrissenen abgelaufenen Schuhzeug gingen sie zu einem anderen. Laß sie gehen, dachte Anton. Die anderen wollen auch leben. Er hatte ja die Josepha, die sorgte schon für ihn. Ja, die Josepha!

In Anton hatte jetzt fast wieder ganz die Bewunderung über den Haß gestiegen. „Ist doch ein prächtiges Weib“, sagte er halblaut vor sich hin und nahm den erwärmten Kaffee vom Feuer. Er goß ihn in die Tasse, trant behaglich in kleinen Schlüpfchen und aß dazu das Brot.

Das Feuer verbreitete Helle und Wärme und Anton war auf dem Gipfel des Wohlbehagens. Ja, die Josepha! Er konnte doch mit ihr wirklich zufrieden sein. Sie tat für ihn, was sie konnte. Ja, das tat sie. Und ein Weib war sie, das man sich schon noch ansehen konnte. Merkte man der die fünfunddreißig Jahre an? Anton schmunzelte. Fest, stramm, voll wie sie war nahm sie's schon mit einem Kerl auf. Mit einem? Na gut mit zweien!

Anton mußte lächeln. Er war doch wahrhaftig eine armselige Kreatur gegen die Josepha. Die konnte ihm ja mit ihren braunen Haaren die Hände zusammenbinden und er hätte sie nicht losreißen können. Die Josepha, das war doch noch ein Weib. Er sich umsehen nach andern Frauenzimmern? Nein, das tat er nicht. Schon aus Angst nicht. Wie die Josepha nur darauf kam?

Er sah überhaupt kein Weibsbild an, was war denn an den andern groß zu sehn? Und die Weiber machten sich auch aus ihm nichts, rein gar nichts. Was sollten sie denn mit solch einem kleinen mageren Kerl anfangen! Jetzt mußte Anton auflachen. Wie die Josepha nur darauf kam? Aber es schmeichelte ihn doch, daß sein Weib so eiferlich auf ihn war. Wie mußte es ihn lieben? Er vertiefte sich in diese lockenden Gedanken so, daß er den festen Tritt Josephas nicht vernahm. Als er den Schlüssel im Schloß sich drehen hörte, stellte er die leere Tasse hin und sprang auf.

Josepha trat ein und stolperte über die Eimer, die Anton fortzunehmen vergessen hatte. Er sprang eilig hinzu und fing Josepha auf.

Ehe er sich noch entschuldigen konnte, brach aber schon das Unwetter los: „Wart, Dir geb ich's jetzt.“

Anton trat bestürzt zurück.

Josepha warf die Eimer zur Seite, daß sie an die Wand kollerten und ging auf Anton zu. „So bist Du also,“ fuhr sie ihn an. „Das häit' ich mir freilich denken können. Fressen und Saufen hast Du nicht vergessen. Aber's Wasser. Wieso hast Du nicht Wasser geholt, Du Faulenzer? Wieso hast Du's nicht heiß gemacht? Was denkst Du Dir denn, Du Kerl Du? Ich soll mich pladen für Dich, und Du tust nichts.“

Josepha fuchtelte ihm mit ihrer kräftigen Hand vor dem Gesicht hin und her und ließ ihn gar nicht zu Wort kommen.

Als sie endlich einen Augenblick innehielt, um neue Kräfte zu sammeln, warf er ihr erbitterte Worte hin, die sie zum frischen Angriff reizten. „Wie kann ich Wasser holen, wenn Du die Tür abschließest?“

„Ach so“, die Josepha lächelte höhnisch, „freilich so'n dummer Kerl wie Du weiß sich nicht zu helfen, natürlich. Wie kann ich Wasser holen, wenn Du die Tür schließest?“ machte sie ihm nach. „Du dummer Kerl. Konntest nicht durch's Fenster geh'n? Hast wohl Angst gehabt, Dir's Genid zu brechen?“

In Anton lodete es. Jetzt warf sie ihm nicht nur seine Faulheit, nein auch noch seine Dummheit vor, das war zu viel.

„Josepha“ schrie er, daß sein Weib ihn erstaunt ob seiner Kühnheit anstarrte, „mach's mir nicht zu toll. Ich halt's nicht mehr aus, sag ich Dir. Ich hab dies Leben satt. Rimm Dich in Acht.“

„Vor wem denn?“ Josepha trat auf ihn zu, daß sein Mut schwand, „vor wem denn? Vor Dir? Du willst mir was tun? Du?“ Sie lachte ihm laut ins Gesicht.

Ihr Gelächter erbitterte Anton noch mehr. Er sprang von einem Bein auf's andere und schrie wieder: „Rimm Dich in Acht, Josepha. So geht's nicht länger weiter. Ich laß mir das nicht gefallen. Du sollst sehn, was wird.“

„Na, was wird denn?“ fragte Josepha spöttisch, es kam ihr lächerlich vor, daß Anton so energisch auftrat.

„Ich geh weg, daß auf, ich geh weg.“

„Du wirst schon wieder kommen.“

„Ich komm' nicht wieder“, schrie er noch lauter.

„Dann hol' ich Dich“, sagte Josepha ruhig.

„So, so“, dem Anton stand der Schweiß auf der Stirn vor Erregung, „so — aber wenn Du mich nicht findest?“

„Ich finde Dich schon“, sagte Josepha sicher.

„Auch wenn ich ins Wasser geh', auch dann?“

„Du wirst ins Wasser geh'n, Du Esel? So dumm bist Du doch nicht!“

„Was, so dumm bin ich nicht? Gerade tu' ich's und Du hast schuld dran, Du, Du allein. Gerade tu' ich's.“

Josepha lachte noch einmal auf, wandte ihm den Rücken und nahm die Eimer, um Wasser zu holen.

Als sie zurück kam, sah Anton in der dunkelsten Ecke und starrte vor sich hin. Sie beachtete ihn gar nicht und füllte das Wasser in den Kessel. Sie nahm den Waschlorb vor, zählte die fertig geplättete Wäsche sorgfältig hinein, deckte ein Waschtuch über sie, nahm den Korb auf die Schulter und ging zur Tür, die sie wieder zweimal hinter sich abschloß.

Anton schlich sich ans Fenster und sah ihr wuterfüllt nach. „So ein Weib“, knirschte er, „so ein Weib. Jetzt mach ich ernst, jetzt soll sie sehn, was wird.“

Er nahm seine Mütze vom Niegel, ging in die Stube, suchte, als könne Josepha ihn hören, zum Schrank, nahm seine besten Hosen, seinen besten Rock heraus, zog die neuen Sachen an und hängte die alten in den Schrank.

Er wollte aus der Kommode noch Geld nehmen, aber er konnte das Schubfach nicht aufziehen und Gewalt mochte er nicht brauchen, das schöne Möbel, Josephas Stolz, tat ihm leid.

(Schluß folgt.)

Der Handel in der Vorzeit.

Das lehrerläienene Heft der „Prähistorischen Zeitschrift“ bringt eine aus dem Schwedischen übersezte Abhandlung von Oscar Montelius, betitelt „Der Handel in der Vorzeit mit besonderer Rücksicht auf Skandinavien und die Zeit vor Christi Geburt“, die auf Grund der ausgedehnten archäologischen Studien manch neues Licht auf die Entwicklung der europäischen Kultur wirft. Wir entnehmen dieser interessanten Arbeit die Ausführungen, in denen der Verfasser die Zusammenfassung seiner Untersuchungen gibt:

Unsere Anschauung über die europäischen Verhältnisse in den vielen Jahrtausenden ohne schriftliche Ueberlieferung wird durch die Erkenntnis, daß der Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern frühzeitig von großer Bedeutung war, eine andere als sie war, so lange wir glaubten, daß keine andere Verbindung zwischen den verschiedenen europäischen Völkern bestand als die, über welche die „Geschichte“, das heißt die aus schriftlichen Quellen schöpfende Geschichte, zu berichten hatte. Aber über Dinge wie den friedlichen Handel weiß die Geschichte nicht viel, und das Wenige, was sie weiß, rührt aus vergleichsweise später Zeit.

Jetzt finden wir nicht nur, daß die Verbindung zwischen unsern (nordischen) Gegenden und den südlichen Kulturländern sehr zeitig beginnt und sehr bedeutend ist. Wir bemerken auch etwas anderes, was sicherlich von Gewicht ist, um die älteste Kulturgeschichte Europas zu verstehen. Da die Verbindung zwischen den Mittelmeerländern und den Küsten der Ostsee lebhaft wird, da die Kultur im Süden hoch steht, blüht die Kultur auch hier im Norden; als ein Niedergang im Süden stattfindet, zeigt er sich auch im Norden. Es ist nicht am wenigsten bemerkenswert hierbei, daß diese Wandlungen nicht viel später in Nordeuropa als in Südeuropa eintreten. Die Wellenbewegung pflanzt sich in überraschend kurzer Zeit bis hierher fort.

In der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christi Geburt steht die Kultur in dem Kreise in Blüte, den wir den griechischen zu nennen pflegen. Es war die wunderbare Kultur der mythenischen Zeit, von der man seit 30 Jahren eine Ahnung hat. In derselben Zeit haben wir hier im nordischen Gebiet während der zweiten Periode der Bronzezeit eine Kultur, welche sicher nicht ebenbürtig war mit der mythenischen in Hellas, aber die — wenigstens was die materielle Seite betrifft — alles übertraf, was das übrige Europa in dieser Zeit aufzuweisen hatte.

Die mythenische Kultur wurde vernichtet durch die Ummwälzung, die in der Geschichte des Altertums bekannt ist als „dorische Wanderung“. Von der wirklichen Bedeutung dieser Revolution beginnt man erst heute einen Begriff zu bekommen. Darauf folgte eine Deladenzperiode, welche man den geometrischen Stil nennt, und die mehrere Jahrhunderte dauerte. Gleichzeitig damit war hier im Norden die vierte und fünfte Periode der Bronzezeit, die allerdings nicht einen Verfall ähnlich dem während der geometrischen Zeit in Griechenland zeigten — die Voraussetzungen waren wesentlich verschiedene hier und da —, die aber doch nicht so hoch wie die zweite Periode stehen. Daß der Unterschied zwischen der älteren und jüngeren Bronzezeit hier im Norden nicht größer wurde, als er ist, beruht offenbar darauf, daß die nordische Bevölkerung in der jüngeren Bronzezeit unter dem Einfluß der etruskischen Kultur stand, die sich damals in Italien entwickelte.

Sobald die Verbindung zwischen Süden und Norden nicht so lebhaft ist wie in den eben genannten Perioden, läßt sich ein Niedergang in der Kultur in unseren Ländern bemerken. Wir haben gesehen, daß der Bernsteinhandel lange Zeit hauptsächlich von der Jütischen Halbinsel ausging, aber in der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends trat hierin eine Veränderung ein, da nach dieser Zeit die eigentliche Ausfuhr von dem preußischen Bernsteingebiet um die Weichselmündung stattfand.

Wenn der Bernsteinhandel sich so vom Elb- zum Weichselgebiet zog, können wir einen Rückgang des Verkehrs überhaupt zwischen Skandinavien und den Mittelmeerländern annehmen. Ohne

Zweifel haben wir hierin den eigentlichen Grund oder wenigstens einen der Hauptgründe dafür, daß die Denkmäler aus den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt hier im Norden nicht so bedeutend sind, wie man annehmen möchte mit Rücksicht auf den hohen Stand der Kultur während der älteren Zeit.

Die Verhältnisse änderten sich jedoch ungefähr am Anfang unserer Zeitrechnung. Damals dehnte Rom seine Macht über die Alpen zuerst bis Gallien und dann bis Britannien und über große Strecken von Mitteleuropa aus. Hierdurch kam die Nordgrenze des römischen Reiches mit seiner hohen Kultur so nahe an die Südgrenze des germanischen Gebietes, daß ein starker Einfluß südlicher Kultur sich ohne Schwierigkeit hier im Norden geltend machen kann. Die Folge davon ist der Aufschwung, der sich in der germanischen Welt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zeigt.

Daß die Kultur der nordischen Bevölkerung lange vor Anfang unserer Zeitrechnung ungewöhnlich hoch war, ist ein Faktum, das die Forschungen der letzten Jahrzehnte unwiderleglich dargelegt haben. Aber die Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache haben wir im Handel zu suchen, einem Handel, der auch in den fernliegenden Perioden weit bedeutender war, als man früher glaubte.

Welches waren nun die Gegenstände dieses Handels und welchen Wegen ist er gefolgt? Wir können leider nicht alle die Einzelergebnisse der Forschungen von O. Montelius wiedergeben und müssen uns auf das Wichtigste beschränken. Deshalb sehen wir von den Luxusgegenständen, Waffen, Gerätschaften usw. ab und betrachten die Produkte, die für die materielle Kultur des Nordens von ausschlaggebender Bedeutung waren. Das sind zunächst die Metalle. Mehr als ein Jahrtausend, sagt der Verfasser, bildete die Bronze die materielle Grundlage für die Kultur der nordischen Völker, während dieser Zeit aber mußte sie aus fremden Ländern gekauft werden. Das lehrt bereits der Umstand, daß der eine Bestandteil der Bronze, das Zinn, nicht bei uns gefunden wird. Aber auch der andere Bestandteil, das Kupfer, war hier nicht zu erlangen, da keine Kupfererze in Südschweden, dem Hauptsiß der nordischen Bronzezeitkultur gefunden werden, und da die Kupfergruben, die später im nördlichen Teile der skandinavischen Halbinsel ausgebeutet wurden, erst ungefähr anderthalb Jahrtausende nach dem Ende der Bronzezeit entdeckt sind. Bereits der Umstand, daß jedes Kilo Bronze, das während der Bronzezeit sowohl in Dänemark wie in Schweden gebraucht wurde, von außerhalb gekauft werden mußte, beweist, daß der Handel wohl geordnet war. Der Bedarf an Bronze, der jährlich gedeckt werden mußte, war nämlich sehr groß.

Auch Haustiere und Ackerbau haben die nordischen Völker von anderen Völkern bekommen. Ebensovienig als die Kenntnis der Metalle hat die von diesen wichtigen Kulturelementen ihren Ursprung im Norden. Bereits lange vor dem Ende der Steinzeit hatten die Bewohner des Nordens alle wichtigen Haustiere: Hund, Pferd, Rind, Schaf, Ziege und Schwein. Auch bereits während der Steinzeit, wenigstens während des dritten Jahrtausends, bauten die nordischen Völker Gerste, Weizen und Hirse. Während der Bronzezeit kam der Hafer dazu, aber erst am Anfange der Eisenzeit der jetzt so unentbehrliche Roggen.

Wesfen wir jetzt zum Schluß einen Blick auf die Handelswege, die nach O. Montelius die Südküste der Ostsee mit den Ländern am Mittelmeer verbanden.

Die Wege, die zu diesen Gegenden führten, waren die längs der Weser, Elbe, Oder und Weichsel. Von ihnen ist der Elbweg der bedeutendste. Einer der meist benutzten Wege, dem der Handel zwischen Norditalien und Skandinavien in der Vorzeit folgte, war der folgende. Längs der Etsch und deren Zufluß, der Eisack, kam man durch Tirol hinauf zum Brennerpaß, der noch heute bekanntlich von der größten Wichtigkeit für den Verkehr zwischen Italien und Europa nördlich der Alpen ist. Vom Brenner stieg man darauf nieder zuerst längs der Sill, einem Zufluß des Inn, und darauf längs des Inn zur Donau. Von diesem Flusse konnte man sodann auf zwei Wegen zur Elbe kommen. Entweder man folgte der Donau ein Stück bis zu der Stelle, wo jetzt Linz liegt. Von hier war es leicht, nach dem nur ein paar Meilen entfernten und durch keine höheren Berge vom Donautale getrennten südlichen Teile von Böhmen zu gelangen, wo man auf dem Oberlauf der Moldau stieß. Wenn man sich hier aus einem gefällten ausgehöhlten Baumstamme ein Fahrzeug schuf, konnte man die Moldau hinab zur Elbe und dann zur Nordsee gleiten. Oder man ging von dem Platze, wo der Inn in die Donau mündet, nach Norden, bis man auf die Saale traf, und kam dann auf oder längs diesem Flusse zur Elbe.

Aber dieser Weg, wie auch die anderen Flußwege gehören einer verhältnismäßig späteren Zeit. Der ursprüngliche Weg, längs dem die Verbindung zwischen Süd und Nord vermittelt wurde, ging nicht quer über den europäischen Kontinent, sondern den Küsten des Erdteils entlang. Die ältesten Einwirkungen des Orients konnten lange Zeit nur längs der Küsten Europas nach dem Norden kommen, bis man den kürzern Weg fand, quer über den Kontinent vom Mittelmeer zur Ostsee.

Albanien und die Albanesen.

Friedensschalmeien klingen vom Balkan herüber: der Bruderkrieg zwischen den türkischen Truppen und den ausländischen

Stämmen Albanens soll, so wird verkündet, endlich ein Ende nehmen, und eine allgemeine Amnestie die feindlichen Gegensätze verhöhnen. Das wird nicht leicht sein; gibt es doch in Europa kein Volk von so kriegerischem Temperament und von so unauflösllichem Mähegefühl wie die Bewohner Albanens, dessen einzelne Stämme nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegeneinander fortwährend blutige Fehden ausfechten. Albanien, so nahe es den großen europäischen Kulturstaaten Oesterreich und Italien liegt, ist doch noch in kultureller Beziehung unversäflchter Orient, und in der orientalischen Weltanschauung unterscheiden sich auch die christlichen Stämme nicht sonderlich von ihren mohammedanischen Volksgenossen.

Gerade von jenen christlichen Albanesen, den Miriditen, die in Gemeinschaft mit den Wallisoren neuerdings den türkischen Truppen viel zu schaffen gemacht haben, war in diesen Tagen häufig die Rede. Nicht allgemein bekannt ist es, daß diese Miriditen römisch-katholisch sind; im Wilajet Skutari beträgt ihre Zahl rund 80 000 und die Volkszahl der dem Islam angehörenden Albanier ist dort nicht nennenswert größer. Die dritte, ziemlich stark vertretene Konfession ist die griechisch-katholische; Juden wohnen fast ausschließlich in den großen Städten und bilden dort die Kaufmannsaristokratie. Ganz selten sind die Sitten und Gebräuche der katholischen Miriditen auch in den Städten. In Skutari, das am Adriatischen Meere liegt, sieht man die römisch-katholischen Miriditenmädchen, wie Dr. E. Jäck-Heilbronn in der „Arena“ schildert, in noch stärkerer Vermummung als die Anhängerinnen des Propheten. Sich vor dem Auge eines fremden Mannes sehen zu lassen, gilt als kaum geringere Schande wie bei der türkischen Haremsverborgenheit. Die katholischen Ehefrauen des städtischen Albanens genießen etwas mehr Luft und Freiheit; aber ihre Tracht ist doch so, daß sie alle Formen verhüllt, und auch in der Kirche bleiben die Frauen von den Männern streng getrennt. Auch die mohammedanische Albanesisin der Stadt ist in der plumpen Rundung ihres vielfarbigem, weißhosen Gewandes allen neugierigen Blicken verborgen. Die Eiferucht des Albanesen schützt die Haremsfenster noch durch besondere Vorbauten. Nur in den unzugänglichen Bergdörfern wagt die Albanesisin ihr Gesicht unterhüllt zu tragen; sie ist dort allerdings nicht viel mehr als das Kastlier des stolzen Albaniers, der sich Skipter, Adlersohn, nennt. Die Adlersöhne und Nachkommen der alten Illyrier sind, wenn sie Land besitzen, Bauern; besitzen sie keins, so ernähren sie sich redlich als Briganten, und es ist bezeichnend für die Kulturanschauungen dieses Volksstammes, daß das Brigantentum keineswegs als unehrenhaft gilt. Werden diese kühnen Räuber doch auch von den Bauern insgeheim unterstützt, einmal, weil sie sie fürchten, und dann, weil ihnen die ungebundenen Söhne des Berglandes, die die Türkei eigentlich niemals völlig unterworfen hat, mächtig imponieren. Nur die Furcht vor dem türkischen Gendarmen, der mit ertappten Räubern nicht viel Federlesens macht, mahnt den Bauern bei der Unterstützung der Briganten zur Vorsicht; denn auf ein Menschenleben kommt es in diesen wilden Gebirgsgegenden weder bei den Albanesen noch bei den türkischen Polizeimännern an. Das ist erklärlich in einem Lande, in dem seit altersher die Blutrache herrscht. In manchen Gebirgsgegenden Albanens bleibt den Bewohnern auch gar keine andere Existenzmöglichkeit als der Straßenraub und die Brandschändung der Dörfer, die sich weigern, den wohlorganisierten Räuberbanden ihren Tribut in Form von Geld und Naturalien zu leisten. Das tale Karstgebirge ist eben strichweise so unfruchtbar, daß nicht einmal eine dürftige Ziegenweide vorhanden ist, und jegliche andere Erwerbsmöglichkeit als der Ackerbau fehlt.

In mancher Hinsicht herrschen in Albanien noch geradezu primitive Zustände. Man glaubt bisweilen ein Urvolk vor sich zu haben, wenn man sieht, wie das Kanoe des Einbaums wie bei den Wilden Afrikas und Australiens als Verkehrsmittel dient; indianerhaft mutet der Sklaphöps auf dem rasierten Haupt, die Tabakreiehung im Sinne einer Friedenspfeife an; die Spaltung der Stämme, die sich gegeneinander auf den Kriegspfad begeben; das Waffenhandwerk aller Männer vom 10 jährigen Knaben an. Die übrige Türkei erwacht aus dem Mittelalter; Albanien schläft noch in der Nacht des vorchristlichen Altertums. Das verschüttete Pompeji auf der anderen Seite des Adriatischen Meeres hat schon Straßen gefamnt, wie sie heute noch das albanische Skutari pflegt; mit quadratischen Querstücken, die das Ueberschreiten der durch Regen verschlammten Wege ermöglichen sollen. Das ausgegrabene Ninive hat uns ein Transportmittel offenbart, das in Albanien heute noch gebraucht wird: das Ziegenfell, das wie unser Luftkissen aufgeblasen und so zum Durchschwimmen des Flusses verwendet wird. Dieser „Scherk“ des albanischen Drinstroms ist heute noch primitiver als der bis zum Floß vervollkommnete „Keel“ des asiatischen Euphrat in Mesopotamien.

Wie unzugängliche Festungen muten die Wohnungen der Gebirgsstämme an. Ein solches Haus, Kula genannt, besteht ausschließlich aus Stein, es kennt keine Fenster, und nur kleine, als Schießarten dienende Löcher lassen eine winzige Menge Licht eintreten. Ueberaus malerisch sind die Volks-trachten in den albanischen Bergen; man sieht wahrhafte Hünengestalten, und es ist begreiflich, daß der Albanese der beste Soldat des türkischen Heeres ist. Allerdings muß er sehr beifamnt angefaßt werden; die Ermordung des deutschen Oberleutnants von Schlichting durch einen albanesischen Soldaten zeigt deutlich, wessen diese wilden Bergsöhne bei der geringsten Kränkung fähig sind.